

Aus der dorfbärberlichen Praxis

Ein alte und daher auch sehr weise Geschichte.

Wenn einem auf dem Dorfe irgend etwas entzwei gegangen ist, so geht man damit bekanntlich entweder zum Rademacher oder zum Dorfbarbier, das steht fest. Zum Pfarrer oder zum Schulmeister geht man nur, wenn etwas geschrieben werden soll, und das kommt auf ordentlichen Dörfern überhaupt nicht vor; zum Doktor oder endlich geht man erst dann, wenn — man einen Totenschein braucht!

So schlimm war's nun freilich bei dem alten Dremis diesmal noch nicht, denn dort war er noch nicht deshalb im Dorfbärber, er noch nicht zum Doktor laufen.

Aber selten that ihm trotzdem etwas, and da es keine Wagenringe und kein Hordenstiel war, so konnte er damit naturgemäß nicht zum Rademacher gehen, sondern er mußte sich an den Dorfbarbier wenden. Dremis hatte sich nämlich verletzt, schmerzhaft verletzt; er hatte sich, um es gleich kurz herauszusagen, einen großen Splitter in einen unheimbaren Teil seines Körpers hineinge-treten, einen Splitter von ungewöhnlicher Dimension.

Was das nun ja aber bekanntlich im Leben so zu gehen pflegt, daß man stets eher die Balken in den Augen seiner Nächsten, als die Splitter in seinem eigenen Auge sieht (übrigens eine ganz natürliche Sache, denn in sein eigenes Auge kann man sich doch überhaupt nicht hineingucken), so sah Dremis denn auch in diesem Falle nicht seinen Splitter überhaupt nicht, sondern was viel schlimmer war, er konnte ihn nicht einmal sehen und herausziehen, deshalb ging er also zum lieben, alten Dorfbarbier und bat denselben, daß er ihn von seinem Leibel befreie. (Ich bin hier doch wohl gezwungen, einzuschreiben, daß ja auch heutzutage immer noch allerlei Leute sich an den „Dorfbarbier“ wenden, wenn ihnen irgend etwas fehlt; die Geschichte könnte daher ebenso gut auch in neuester Zeit passirt sein.)

Kurz und gut, Dremis kam also zu jenem alten Dorfbarbier und klopfte demselben sein bittres Leid, bat ihn, ihm davon abzubelfen und erwähnte ihn somit zum Splitterträger.

Nun kannte aber jener alte Dorfbarbier auch bereits sehr genau seine Leute, wußte, wie der Hase lief und ließ sich nicht von jedem Bauer gleich ohne weiteres auf den Leim locken. Dremis war nämlich ein großer Bauer, er war somit auch ein reicher Bauer und naturgemäß auch ein geiziger Bauer. Hatte der wackere Dorfbarbier ihm daher gleich ohne Umstände den Splitter aus seinem verletzten Rücken rausgezogen, so würde Dremis ihm viellecht außer einem „schön Dank“ — eine halbe Munde abgelagert, Eier oder so etwas Ähnliches dediziert haben und die Geschichte hätte dabei ihre Verwendung gebabt, ich aber hätte sie alsdann auch nicht weiter ausschmücken können!

Der gute Dorfbarbier that dies daher nicht, sondern, nachdem er die Krebsseife des alten Dremis einer eingehenden Ocularinspektion unterworfen hatte, griff er mit eiserner Faust an die wundete Stelle, bediente den künftigen Splitter nach um einige Millimeter tiefer in das feste Bauwerk hinein und erklärte darauf, die Sache sei zwar nicht weiter gefährlich, aber recht langwierig, Dremis möge zunächst nur in einigen Tagen mal wiederkommen, er wolle ihm dann, je nach dem Zustand der Wunde, eine Scheibe recht fetten, rohen Schintens auf dieselbe legen, das befördere die Heilung ganz bedeutend, es müsse aber vom allerbesten, feinsten Schintens sein, den Dremis natürlicherweise dann selbst mitzubringen habe.

Nun, das waren denn ja nun allerdings recht betrübende Aussichten für den armen, alten Dremis; aber er hatte doch wenigstens auf diese Weise eine „Hoffnung auf Genesung“, und mehr konnten einem ja auch selbst die gelehrtesten Ärzte meistens nicht versprechen, geschweige denn ein — Dorfbarbier!

Also richtig, nach einigen Tagen tanzte Dremis denn auch mit dem 20-jährigen Schintens an, wenn dieser Ausdruck nicht etwa zu hyperbolisch gewählt ist, denn er humpelte eigentlich bedeutend. — Ahermaliges genaues Besichtigen der bösarigen Wunde, abermaliges werbes weiteres Hineinbringen des Splitters um etwa 1/2 Millimeter und — schließlich wurde ein ganz dünnes, feines, fühlendes Spießchen von dem prächtigen Schintens auf den — Bauereinschnitt gelegt!

„So, wenn das nun in drei Tagen nicht besser sollte,“ meinte der liebe, alte Dorfbarbier, „dann müssen wir allerdings wohl etwas frisches Ratsfleisch auf die Wunde legen, das pflastert sehr gute Dienste zu thun! Habt Ihr vielleicht gerade augenblicklich ein fettes Kalb im Hause, welches so wie io geschlachtet werden muß, Dremis? Dann bringt es, bitte, nur gütigst mit hierher. Das Lebrige werden wir dann schon machen!“

Und was meinst Du wohl, freundlicher Leser? Der alte, geizige Bauer brachte in seinen großen Schmerzen nach einigen Tagen richtig das schon Kalb zur Stelle, und unser Dorfbarbier ließ denn auch genüsslich, nachdem er wieder kräftig auf den Splitter gedrückt, ein Stücken rohes, frisches Ratsfleisch (von der wertlosen Baudeieter natürlich) auf die offene Wunde, was dem Bauer für den Augenblick als eine große Wohlthat vorkam.

So hatte denn nun dieses Heilungsverfahren wohl noch in die Unendlichkeit fortgeführt werden können, wenn der vielbeschäftigte Dorfbarbier nicht bei der nächsten Visite des alten Bauern gerade zufällig etwas auf die Dörfer gegangen gewesen wäre (was man bekanntlich nach einer „oua“ Statrael eigentlich

nie thun sollte), um seine andern Kunden wahrzunehmen. So wollte denn das Unglück über Glatz, so muß es nehmen will, daß sein junger Gefährte zufällig zu Hause war und dieser, mit dem fülle Dremis unbekannt, zog denn nun in seiner gutmütigen Dumheit richtig dem alten Bauern den lutrativen Splitter, von dem sich die ganze dorfbärberliche Familie monatlang hätte ernähren können, aus der Wunde heraus!

Was bleibt noch zu erzählen? Ein tolligere Ohrfeige hat zweifellos kein Barbiergehilfe seit der Zeit der Erfindung der Seife jemals von seinem Brodbrun bekommen, als dieser Unglücks Mensch, aber auch sicher nie mit größerer Berechtigung; denn das muß man immer bei dieser Art von seinem auch wahren Geschäfte bedenken: Dremis zahlte ja nicht etwa zu den ständigen Abonnenten bei jenem alten Dorfbarbier, sondern war nur zu ihm gekommen, weil er ihn mal nötig brauchte, weil er seinen Rath und seine Hilfe am liebsten gratis in Anspruch genommen hätte und solchen faulen Kunden geschickt es denn ja am Ende doch auch wohl recht, wenn ihnen die Heilung von ihren Gebrechen nicht so ganz leicht gemacht wird, denn Dankbarkeit ist von solchen doch nicht zu erwarten!

Celebritäten vom Panama-Scandal.

Ueber den Verlauf der Panama-Affäre sind wohl die Leser durch die täglichen ausführlichen Berichte genügend informiert; heute bringen wir an dieser Stelle die Bildnisse von vier Männern, die in diesem Scandal eine Hauptrolle gespielt haben oder noch spielen.



Baron Reinach ist bereits vom Schauplatz abgetreten, ob freiwillig oder nicht, das ist eine Frage, die noch nicht entschieden ist. Der Arzt, Dr. Bronardel, welcher im Auftrag des Gerichts die Leichentheile auf etwaige Spuren von Gift untersuchte — nach der beliebtesten Version hatte sich Reinach mit dem Inhalt eines flüssigen Montis vergiftet — ist noch nicht mit der Untersuchung zu Ende gelangt und hält sich deshalb in tiefes Schweigen.



Zu den „Panamisten“ gehört Paul Deroulede nicht, wohl aber zu deren einflussreichen Gegnern; ihm, dem Freund Boulangers, dem Manne der „Patriottischen“, kam der Panama-Scandal gelegen, um vor dem Lande die Regierung, das Parlament zu „richten“. In der Kammer-Sitzung vom 21. Dezember, die man eine „Konvention“ genannt hat, erhob er seine wichtigen Anklagen, und diesmal verachtete man ihn nicht.



Zu mehr gewinnt es den Ansehen, daß der diegenannte Cornélius Herz am besten in die Geheimnisse des Panamaischens eingeweiht ist. Angeblich ist er jetzt so krank zu Boure-mouth in England, daß seine Auslieferung von England an Frankreich sein Leben in Gefahr bringen würde. Trotzdem besteht die französische Regierung darauf, Herz, deutsch-jüdischer Abstammung, ist zu Belangen i. J. 1845 geboren, und hat eine sehr dekadente Vergangenheit auch in Amerika hinter sich. Nach Paris bald nach Gründung der Republik zurückgekehrt, hatte er bald die Hand in allen den großen Geschäften, welche im Geheimen von den registrierten Persönlichkeiten gemacht wurden. Er war der

Bertraute des Minister-Präsidenten Freycinet, der Bruder von Clemenceau, der Vorgesetzte des Hauptorgans der radikalen Partei („Justice“), der Mäler für alle geldbedürftigen Minister und einflussreichen Parlamentarier. Niemand hat die ständige Fäulnis der Regierungspersonals und des ganzen Regimes so tief erforscht und so wirksam gefördert, wie Cornélius Herz.



Der vierte Held aus dem Panama-Drama, dessen Bildnis wir bringen, ist André Louis, der ehemalige Polizeipräsident von Paris. Es gibt keinen Staatsanwalt, der von sich sagen kann, daß er einen solchen Schreden um sich verbreitet habe, wie André Louis in der Panama-Affäre. Nachdem der Prozeß beinahe schon aufgegeben war, weil sich nichts mit Sicherheit nachweisen ließ, trat André Louis in den Vordergrund und brachte die Beweise. Nun brach Alles zusammen. In wessen Auftrag er viellecht handelte, als er seine Enthüllungen machte, das ist ebenso dunkel, wie die Persönlichkeit des Cornélius Herz.



Sie sprach zu ihm, sie sang zu ihm, Da war's um ihn geschehen;



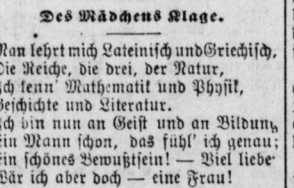
Er aß so viel, er trank so viel, Und ward nicht mehr gesehen;



Richter: „Sie wollen sich scheiden lassen von Ihrer Frau? Haben Sie auch Gründe genug, das Zusammenleben mit Ihrer Frau zu brechen?“ Mann: „Na nu, ich dächte, die Frau wäre doch — Brechmittel“.



„Aber, liebe Hermine, warum bist Du denn heute so schlecht aufgelegt?“ — „Gerade wollte ich mir das Vergnügen machen, meinen Gatten ein bisschen auszuganzen, als ein Herr kam und mich zu nem Spaziergang abholte!“



Man lehrt mich Lateinisch und Griechisch, Die Reiche, die drei, der Natur, Ich kann Mathematik und Physik, Geschichte und Literatur. Ich bin nun an Geist und an Bildung, Ein Mann davon, das fühl ich genau; Ein schönes Verzeihen! — Viel liebe War ich aber doch — eine Frau!

Für unsere Frauen.

Die Ehe ist eine recht hübsche Sache nur dann wenn sie ein Leben lang, so bald kann auch nur Deringe sich darin aufzuhalten. In der Zeit der Ehescheidung hat der Mann durch diesen Verlust einen großen Schaden erlitten.

Die „Schonzeit“ des Herzens. Legitim kam mir eine geistreiche Abhandlung über obiges Thema zu Handen. Natürlich war dieselbe von einem modernen männlichen Schriftsteller verfasst, und gab uns Frauen die selten Gelegenheit, einen recht klaren Einblick in den Gedankengang und die Gefühlswelt der armen Männer, namentlich der noch bedauernswerthen Ehegatten zu thun. Der Verfasser geht ungefähr von folgenden Voraussetzungen aus: Wenn zwei Menschen das Ehebandnis schließen, so können man glauben, daß sie auch für ihr ganzes Leben verbunden bleiben wollen. „Soll jedoch dies zur Wahrheit werden, so muß auch die Liebe, wenngleich nicht in ursprünglicher Kraft und Frische, so doch in ursprünglicher Reinheit und Aufschlüsseltheit erhalten bleiben. Aber wie selten ist dies der Fall! Und man darf den Männern — ich habe ausschließlich die Männer im Auge — nicht zürnen, wenn die hehre, lodernde Flamme der Liebe oft nach kurzem ehelichen Zusammenleben nur noch still und irrefühlernd wie ein Johanniswürmchen glimmt.“

Wir zürnen den Männern darüber auch gar nicht, im Gegentheil, finden es außerst lobenswerth, daß dieser Herr mit selten großer Selbsterkenntnis das so unumwunden zugibt. Wir erblinden in diesem Geständnisse einer schönen Seele nur ein furchtbares Kränklichseins sowohl für die betroffenen Männer und nicht minder für deren Frauen. Denn der Herr gibt dadurch zu, was sonst dem ganzen holsen Geschlecht sehr unähnlich erscheinen müßte, daß manche Ehegatten eigentlich nicht viel besser und klüger als große Kinder, viellecht sogar als ganz kleine Mädchen sind.

Wie freut sich solch ein unvernünftiger Knirps auf die erste Puppe, wie leht sich sein thörichtes kleines Herzchen nach all' der im Klang des Schauspielfers und des elektrischen Lichtes ausgehellten, aufgeputzten Herrlichkeit, wie schaut er so lange, bis seine Miniaturseele von heissen Verlangen und quälender Sehnsucht ganz erfüllt ist, und er schließlich zur Mutter eilt, um mit Hilfe der süßesten Schmeichelworte, der süßesten Reden, der lodendsten Versprechungen für brave Aufführung und gute Sitten die Puppe zu erbeuten.

Kommt schließlich der Hochzeitabend, wolle sagen die gnadenpendende Weihnachts- oder Geburtsfeier heran, dann drückt das unbedeutend barrende Kind die Puppe seiner Träume mit aller Zärtlichkeit und Liebe zum erstenmal in den Armen vor glückseliger Müdigkeit die Augen schließt und einschlüft. Doch wenn das vorwichtige Mädchen ihre Puppe erst all' ihrer reizenden Herrlichkeit entledert, ihren frischen Farbensplanz mit unvorrichtigen Rippen verweicht und hinweggestrichelt hat, die schimmernden Seidenfäden und Böden schlaff, beschmutzt und zerzaust herabhängen, dann wirft das unartbar-grauiame Kind das reizlose Spielzeug unmutig und überdrüssig in die Ecke. Gähnend und gelangweilt blickt es hinüber, ärgert sich viellecht über die abschleudigte Puppe, und läuft still und leise zur nachsichtigen Mutter oder gütigen Tante, damit sie freundlich die alte Puppe gegen eine neue, hübschere und frischer verkaufe.

Und gerade so scheint es also den armen Männern zu ergehen; die Frauen sind in ihren Händen nichts mehr als niedliche Augenbilde-Püppchen, die am reizendsten, schönsten und begehrtesten erscheinen, so lange sie noch im Schaulust stehen und die Kauf-lust der vorübergehenden Puppenliebhaber erregen. Denn der aufrichtige Herr sagt wörtlich: „Der wunderbare Traum, den man träumt, so lange man das geliebte Weib nicht als legale Lebensgefährtin umfängt, ist ja gar bald verfliegen. „Wenn sie sich trüben,“ fällt im Theater der Vorhang. Warum? Ein Pessimist würde sagen, weil jetzt ein neues Stück, und zwar ein Trauerspiel beginnt. Mit viel größerem Rechte aber darf man behaupten: Der Vorhang fällt, weil der Wüthenkauer der Posse sich verflüchtigt, weil der Regenbogenklang, der auf dem Haschen, Sagen und Schließen der beiden Liebenden ruhte, in dem Augenblick zu verschwinden beginnt, da die Prosa der Ehe ihre nächtliche Herrschaft antritt.“

Wer ist der Bessere? Was eine Frau Alles kann: Sie kann sich das Aussehen eines Engels geben mit einem bischen „Cheese Cloth“ und den Lichtstrahlen einer Lampe. Sie kann sehr Unbequemlichkeit ertragen, als ein robuster Mann, und ist im Stande, dann noch auf den Ball zu gehen. Sie kann jedes Theater und jede Kirche schließen, indem sie sich weigert, für dieselben zu arbeiten. Sie kann gegen eine Frau, die sie höflich, von ausgelachtet Süßigkeit und Höflichkeit sein, während ein Mann in denselben Verhältnissen arretirt werden würde wegen Noth und Todtschlag.

Sie kann eine Versammlung besuchen, in der alle Frauen zu gleicher Zeit sprechen, und doch ganz haarelein ersahnen, was jede Einzelne gesprochen hat.

Sie kann einen nahezu toden Zweig in die Erde stecken und ihn wachsen machen; Stühle und Möbel polieren, Vorhänge drapieren und den Raritäten pflegen, besser als jene Doktoren.

Sie kann ihre Meinung vertheidigen bis auf's Blut, auch gegen alle Logik, und dann ihren Sinn ändern ohne allen Grund.

Sie kann eine positive Verabredung treffen für eine gewisse Stunde und sich eine halbe Stunde warten lassen, ohne alle Entschuldigung.

Sie kann den Mann, den sie liebt, die Sorgen schneller betreiben wie Sonnenschein und mehr Vorhülle vorbringen, um ihn aus seinen Difficultäten zu bringen, als er aussähen kann, und dabei braucht kein Selbstgefühl noch nicht zu leiden.

Sie kann jeden Mann auf sechs Fuß Distanz über ihre Schleppe führen, ohne sich selbst darin zu verwickeln.

Sie kann ihren Körper in Pelz und Wolle einhüllen und ihren Kopf nur mit einer Feder bedecken und sich dabei in der bittersten Kälte vor Erhaltung betragen.

Er ist im Stande, wegen einer Maus Krämpfe zu bekommen und dabei kann sie unter die Hufe wider Pferde gelangen, ohne verletzt zu werden.

Sie kann einen Mann, sechs Fuß sechs Zoll, ganz klein machen durch einen einzigen Blick.

Sie kann einen Mann durch bestimmte Behauptung zu einem Geständnis bringen, indem sie ihn glauben macht, daß sie kein Vergehen weiß, während sie es nur vermüthet.

Sie kann ihrem Ernährer das Leben zur Hölle machen und eine Garbinenpredigt halten, gegen eine Kapuzinerpredigt ein Schelten ist.

Sie kann auf das „3. Tüpfelchen“ vorausgehen, was die ihr geislagen hat und die Nachricht doch mit der Naivetät eines Kindes empfangen.

Sie kann Doktoren, Advocaten und Kaufleuten zu ihrem Erfolg verhexen, sie aber auch vernichten.

Sie kann einen Schirm in zwölf verschiedene Bogen halten und dabei bei jeder einzelnen ihrem Begleiter in das Gesicht klopfen.

Sie kann im Theater ihrer Freundin ihre ganze Lebensgeschichte und alle ihrer Nachbarn erzählen, ohne hinausgemessen zu werden.

Sie kann mit dem Manne ihrer Liebe machen was sie will — bis eine andere Frau auf der Bildfläche erscheint — die verdorbt ihr dann ihr ganzes Spiel, nicht weil der Frau etwas an dem Manne gelegen, sondern aus professionellem Auslöse ihr den Rang abzulassen und aus Liebe zur Intrigue — dann aber wenden sich beide Frauen gegen den Mann und beschuldigen ihn der Wüthenkälte.

Dies, meine Schwestern, sind die harten Beschuldigungen; wie wäre es, wenn wir den Still umbreiden und einmal zu schäubern versuchen, was ein Mann alles kann?

Ein Mann kann seine Frau glauben machen, daß er ihr in der Ehe den Himmel auf Erden bereiten werde, und sie dann in den Abgrund der Hölle zu führen.

Ein Mann kann gegen die Favoritin die feinsten Manieren herauskehren, seine Frau aber wie der größte Flege behandeln.

Ein Mann kann seine Frau mit ausgehöhlter Zärtlichkeit behandeln, dabei aber bei jeder Unormung hinter ihren Rücken dem Dienstmädchen zu nicken.

Ein Mann kann ein junges, zartes, liebendes Mädchen aus ihrem Familienkreis herausreißen und eiserfüchtig sein sogar auf jede Liebesbezeugung, die sie ihrer Mutter andeuten läßt, und sie doch jeden Abend allein lassen, um die Gesellschaft seiner Kameraden aufzusuchen, unter der Vorgabung, Geschäfts-machen zu müssen.

Ein Mann kann sich seiner Frau gegenüber als Held aufspielen, wenn er aber dem Dienstmädchen einen Küffel zu theilen hat, so muß die Frau für ihn den Pokanz spielen.

Ein Mann kann für seine ganze Umgehung künstlich ausbleiben — für das Pferd, für den Hund, für den Knecht, nur für seine Frau nicht, denn die kann ihm ja nicht davonlaufen. (Weshalb nicht? Amm. d. Red.)

Ein Mann kann seiner Frau das Wogenselbst zu zumeßen, daß er nicht begreift, wie sie mit demselben auskommen kann, und sie dennoch der Verschwendung ansetzt.

Ein Mann kann von seiner Frau jede Dienstleistung als selbstverständlich annehmen, ruft aber die Frau das Dienstmädchen, um eine von diesen Anforoderungen zu verrichten, so thut er es lieber selber oder er sagt: „Das arm' Mädchen.“

die Vorschläge und Schlagwörter seiner Frau als Uninn erklären, um sie dann später mit eherner Stirn für die eigenen auszugeben.

Er kann mit dem größten Enthusiasmus für Gleichberechtigung schwärmen, für sich selbst aber eine Sonderstellung beanspruchen.

Er kann sein ganz guter Gatte und Vater sein, bis er als Einziger in einem Kreis von Damen kommt, dann spielt er mit Virtuosität den Hahn im Korb und sagt dann noch: „Cherchez la femme“ oder „Theres is a woman in it.“ Ich möchte aber für alle Verbrechen den Mann verantwortlich machen, denn der Mann ist, seinem eigenen Anspruch gemäß, der Stärker.

Auch behauptet er ferner, daß nur der Mann die Mächtigheit der Ehe eigentlich tief und schmerzhaft empfindet, und daß er nur deshalb so rath ernüchert, weil durch seine Seele ein wehmüthiges Staunen darüber zieht, daß der Schauer verschwinden, der ihn einst beseligt. Verschwunden, ohne daß er recht weiß, wie, wann, warum und weshalb. Und all' diese Fragen wären doch so leicht zu lösen: es ist die Gewohnheit, das ewig Gestrige, daß sich Tag für Tag wiederholt, es ist vor Allem die Langeweile, welche die eheliche Liebe zerstückt. Viellecht gäbe es ein probates Mittel dagegen, und das wäre nach Angabe des gekünftigen christlichen Brautmanns folgendes: „Gesto wie das täglich arbeitende Gehirn, so müßte auch das Herz seine Ruhe, seine Ferien, seine „Schonzeit“ haben. Man reist in die Bäder, um irgend ein schmerzhaft gewordenes Organ wieder in den Stand zu setzen, seine Funktionen zu verrichten. So müßte auch der Ehemann zu gewissen, regelmäßig wiederkehrenden Zeiträumen sein eheliches Heim zeitweilig verlassen, um in eine fremde Umgebung, unter fremde Leute unterzutreten. Das wäre die „Schonzeit“ für sein Herz. Dort in der fremden Umgebung würde der Schatz der ehelichen Liebe nicht durch kleine, tägliche Baarausgaben vermindert werden.“

Dieses gute Recept ist aber doch nicht so ganz neu und originell, wie es den Annehm hat, und wenn wir zu unferen früheren unschuldigen Puppengeheide zurückkehren, so müssen wir nicht vergessen, daß es auch kluge und erfahrene Mütter gibt, die, wenn sie den flatterhaften Sinn ihres Töchterchen rechtzeitig bemerken, ohne Rücksicht auf etwaige Thränen, die Puppe, so lange sie noch hübsch und unverletzt, fortzuschleppen, und sie dem Mädchen erst wieder einhängen, bis eine Zeit der Entbehrung den Werth des Spießgengens in den Augen des Kindes wieder erhöhet hat.“

Und solchen untreuen, erziesungsbedürftigen Mädchen stellen sich jene Männer gleich, welche die „Schonzeit“ für ihr Herz fordern. Wir Frauen wollen ihnen diese herzlich gerne bewilligen, d. h. wir würden den unternehmungskünftigen Zugern ratthen, ihre Herzen überhaupt so lange gänzlich zu schonen, bis sie sich nicht mehr mit vorübergehenden Jagderfolgen begnügen, bis sie fühlen, daß sie reich genug dafür sind, oder viellecht auch durch ihr Alter dazu gezwungen werden, das Jagen überhaupt aufzugeben. Söldt will diese Jäger taugen nicht für die Ehe, denn diese ist weder ein Jagdausflug, noch ein Kinderpielzeug, und es gibt noch Mädchen und Frauen, die gerne darauf verzichten und davon verständig bleiben, „sch“ schomungsbedürftigen Männerherzen als ermüdende Jagdbeute, oder gleich feelenlosen Püppchen zu dienen.

Von angeblichen Frauenteinern. Wenn eine Frau „Rein“ sagt, ir heißt das, ich bitte um Bedenkzeit.

Jede Dame will den kleinsten Fuß haben, aber auf dem größten leben.

Ein Weib zerrt oft zur „Grille“ herab, was des Mannes „Stolz“ ist.

Eine Frau wählt ihre Toilette, indem sie sich im Geiste ihre Freundin betrachtet.

Es ist ersaunlich, welche Dinge Frauen unterzählich finden, aber noch ersaunlicher, was sie Alles verzeihen.

Will eine Frau heroisch sein, — dann schweig sie.

Man verwünscht die Unbeständigkeit der Frauen, wenn man ihr Opfer ist; man findet sie entzüdend, wenn man ihre Ursache ist.

Vom alten Bläher. In Breslau farb 1822 ein Geiger Namens Freige, Mitglied des dortigen Theaterorchesters. Freige hatte bei Auerstadt den Generalfeldmarschall Bläher von der Gefangenschaft gerettet, und dieser hat dem Künstler die That in folgender turloien Weise befestigt. „Den 14. Oktober 1806 in der Schlacht bei Auerstadt: ward mich mein Pferd erschossen, und ich würde gefangen genommen worden sein, da ich keine Kavallerie mehr bei mich hatte. Der Trompeter Freige, des Regiments Deutsch, hatte mich fallen sehen, er kam, sprang zum Pferd, und half mich darauf; ich wies ihm an, zu einer Infanterie zu laufen, und wo möglich sich zu retten. Durch die edle Handlung des Freige gelang ich der Gefangenschaft. Ich habe geglaubt, daß vom Regimente des Freige zu einer Belohnung würde empfohlen sein, da aber der Trompeter Freige mich verrieth, daß dies nicht geschehen, so hatte ich mich verpflichtet, dem Freige Vorzuehendes auf meine Pflicht zu bezugen, da ich ihm vor kein Geolmuth nicht belohnen kann. Breslau, den 16. Februar 1813. V. r. Bläher, General der Kavallerie.“

Man sagt: „Verliebte Leute verlassen die Suppe.“ — Ach, noch öfter verlassen sie sich selbst — das ganze Leben!

Die neuen Wiener Modesfrisuren.

Aus Wien wird berichtet: Die neuer preisgetrönte Modesfrisur des Hoffriseurs Franz Janit nennt sich „Glasfrisse“ und wird folgendermaßen hergestellt: Die Haare werden rund um den Kopf abgetheilt, dann dreht man die Haare über die Lokenzähler und brennt dieselben; das mittlere Haar bindet man. Sind die Haare ausgefärbt, steet man dieselben zum Wunde; in demselben wird ein mascheartiger Kamm gestekt, darüber werden die Haare gestämmt und die Frisur ist mit Hilfe dieses Kammes fertig. Zu Gesicht ist ein schiefgetheiltes Bandeau gesteckt. Die Frisur wird mit einem gelben Kamm und in der schiefen Theilung mit einer Keiler-Grigitte und Brillant-Grigitte geschmückt. Vier andere mit Herendiplomen ausgezeichnete Modesfrisuren sind förmlich in griechischem Stil gehalten.

Bei der Gräfin Shlva - Taromca-Frisur wird das Haar an beiden Schläfen bis hinter das Ohr getheilt; von der Stirne bis in den Nacken werden zwei diertheilige untereinander liegende Zöpfe geschlungen. Der obere Zopf wird schlupfartig geteilt, die Seitentheile gewellt und am Hinterkopfe arrangirt. Dann wird das gewellte Seitenhaar zu einer langen Schlupe arabischartig gesteckt. Die Vorderfrisur besteht aus einem auf der Seite getheilten „Wien-Bandeau“. Im hinteren Zöpfe wird ein Lockenbügel verwendet. Der Kopfschild besteht aus wilden Bären- und Kolibri-Vögeln. Bei der Gräfin-Wien-Frisur wolle man das ganze Kopshaar, made aus dem Haar einen Bund in der Mitte des Kopfes; dann nimmt man den dritten Theil der Haare, theilt denselben in drei Theile, nimmt einen goldenen Reifen und sticht einen Schupstropf, welcher von hinten nach vorne gesteckt wird.

Sodann nimmt man einen 70 Centimeter langen fremden Haartseil und steekt ihn in die Mitte nach rückwärts an. Die übrig gebliebenen Haare vom Bund dreht man über Oarmidire und streift Arabeskenlöcher. Nach vorn steet man ein schiefgetheiltes Bandeau, welches man mit einer Brillantspange ziert. Als Kopfschild dient eine Grigitte mit einem Vogel. Bei der Stellaner-Frisur wolle man zuerst das ganze Haar rund herum, bindet es ziemlich tief auf einen Bund, theilt es dann in vier Theile. Die Enden papillirt man und frisiert zwei nach unten, zwei nach oben, in Form von Arabesken, im Gebiet auslaufende Locken in tief griechischer Form. Zu Gesicht ist ein neuer Form schiefgetheiltes Wagner'sches Bandeau Frisur, in welchem ein Brillantdiadem angebracht ist. Gestert ist die Frisur mit Blumen und Weichern. Die vierte preisgetrönte Figur ist eine reizende hohe Frisur, welche gelockt und gewellt und mit einem Blüthenkraus geschmückt ist.

Der „Sancy“, einer der größten und werthvollsten Diamanten der Welt, war in den dreißiger Jahren im Besitze der reichen russischen Familie Demidow. Die damals in Paris lebende verwitwete Fürstin Demidow brachte nun täglich drei bis vier Stunden damit zu, unerlant in die ärmsten Dackhütten hinauszugehen und dort freigeige Almosen auszutheilen. Die mildthätige Frau hatte dabei die wunderliche Grille, sich für diese Spaziergänge in einen alten türkschen Schawl einzuhüllen, denn da sie, bevor sie zu den Armen ging, öfters Hofflichkeitsbesuche zu machen hatte, wolle sie zwei höchst ungleiche Dinge, die Toilette für die Armen und die für die Reichen, miteinander vereinen. Zu diesem Zwecke steckte sie den atmohisichen Schawl mit einer goldenen Nadel zusammen, in die der „Sancy“ gesteckt war. Die Armen sahen nur das alte Umhangelnet, die Reichen sahen nur den „Sancy“.

Eines Abends, als die Fürstin, in ihr Palais zurückgekehrt, den Schawl ablegte, fehlte ihr der „Sancy“. Der Stein müßte aus der Nadel gefallen sein. Die Fürstin läßt sofort anspannen und steigt wieder, Treppe auf Treppe ab, in alle Mansarden, in denen sie an jenem Tage gewesen.

Habt Ihr nichts gefunden? Ich habe etwas verloren, ein birnförmiges Ding aus Glas — einen Familien-schmuck, an dem ich sehr hänge. Sucht nur ordentlich!

Vergebliche Mühe. Endlich kommt die Fürstin zu einer armen Wittve, die acht unzerogene Kinder hat.

„Ein Glasding haben Sie also verloren, gute Frau? Ja, ich fand nichts — doch halt! Die Kinder haben heute mit einem Stöpsel gespielt, einem gläsernen Stöpsel. Suchen Sie viellecht dort? Wenn er nur noch da ist.“

Der losbare Stöpsel fand sich richtig unter dem Klebricht wieder und die Fürstin Demidow sorgte für die Wittve und lockte den Kindern die Rückgabe des Diamanten dadurch, daß sie die Zukunft von Allen sicher stelle.

Zu großartiger patriotischer Aufopferungsfähigkeit hat der Zollkrieg in Frankreich die Gemüther mehrerer Reichthümer und Reichthümerinnen in St. Gallen gestimmt. Im St. Galler „Stadanz“, erlassen die Begünstigten folgenden Aufruf: „Wir Reichthümer wollen in der Vertheidigung der Schweiz gegen Frankreich nicht zu rückbleiben und mit unserer schwachen Kraft beitragen, daß der Zollkrieg nicht gefährdet wird. Es freut uns, daß unsere Mütter keine französischen Dötte und Kleider mehr kaufen und die Bölker keine französischen Weine mehr trinken wollen. Damit wir aber auch dabei sind, haben wir einmüthig beschlossen, uns fernern nicht mehr mit der Erlernung der französischen Sprache zu befassen. Wir hoffen, daß auch die Herren Lehrer diesen unseren patriotischen Entschluß adten werden.“

Ein soltbarer Stöpsel.

Der „Sancy“, einer der größten und werthvollsten Diamanten der Welt, war in den dreißiger Jahren im Besitze der reichen russischen Familie Demidow. Die damals in Paris lebende verwitwete Fürstin Demidow brachte nun täglich drei bis vier Stunden damit zu, unerlant in die ärmsten Dackhütten hinauszugehen und dort freigeige Almosen auszutheilen. Die mildthätige Frau hatte dabei die wunderliche Grille, sich für diese Spaziergänge in einen alten türkschen Schawl einzuhüllen, denn da sie, bevor sie zu den Armen ging, öfters Hofflichkeitsbesuche zu machen hatte, wolle sie zwei höchst ungleiche Dinge, die Toilette für die Armen und die für die Reichen, miteinander vereinen. Zu diesem Zwecke steckte sie den atmohisichen Schawl mit einer goldenen Nadel zusammen, in die der „Sancy“ gesteckt war. Die Armen sahen nur das alte Umhangelnet, die Reichen sahen nur den „Sancy“.

Eines Abends, als die Fürstin, in ihr Palais zurückgekehrt, den Schawl ablegte, fehlte ihr der „Sancy“. Der Stein müßte aus der Nadel gefallen sein. Die Fürstin läßt sofort anspannen und steigt wieder, Treppe auf Treppe ab, in alle Mansarden, in denen sie an jenem Tage gewesen.

Habt Ihr nichts gefunden? Ich habe etwas verloren, ein birnförmiges Ding aus Glas — einen Familien-schmuck, an dem ich sehr hänge. Sucht nur ordentlich!